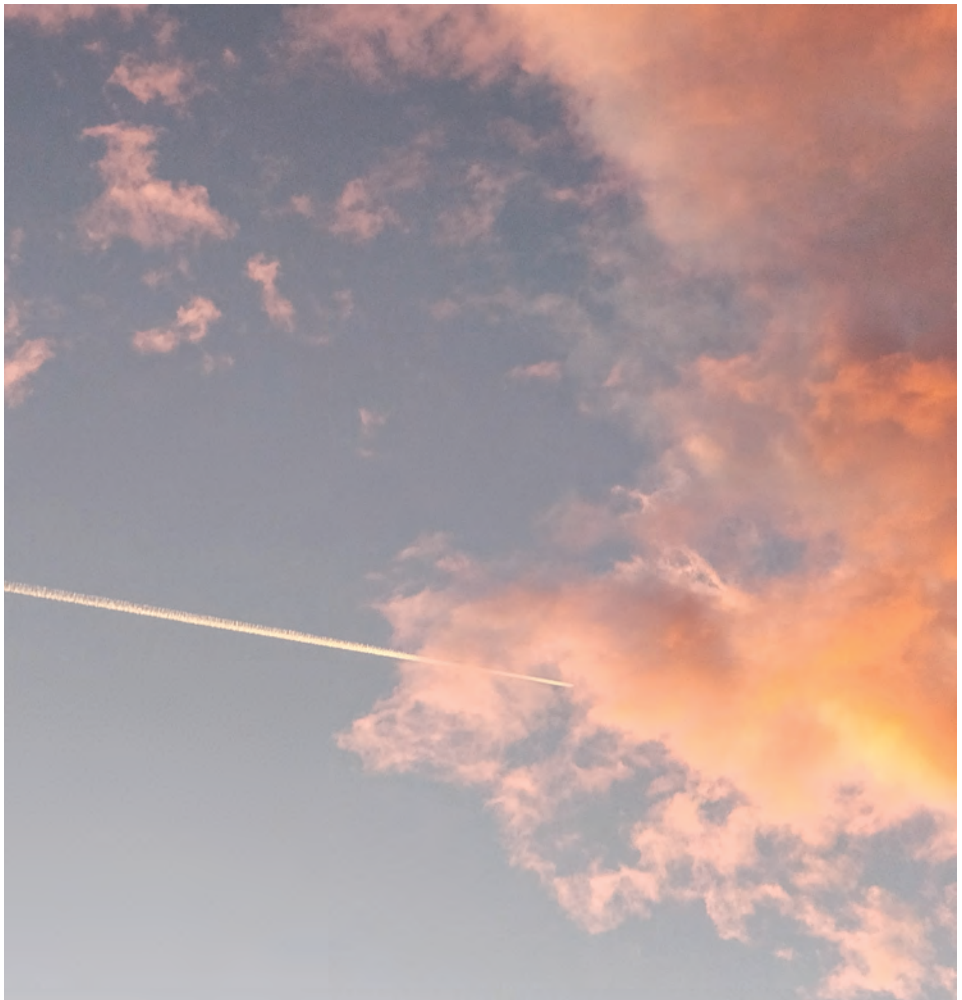


femSCRIPT

Nr. 16

Oktober 2021



INHALT

Editorial	1
Nora Dubach: Horizonte.	2
Renata Huonker-Jenny: Fette Vorhaben	3
Rosemarie Breinlinger: Hauchdünn die Linie	5
Elisabeth Hostettler: wer weiss wahr	6
Madeleine Weishaupt: Gewitter	8
Corinne Othenin-Girard: Amanuensis	9
Irène Fasel: Silberstreifen; Spurlos	11
Regine Schaaf: Vogel, flieg	12
Gabriela Graf: Allein in Zeiten von Corona	14
Adelheid Ohlig: Mäandern	16
Mara Meier: Schnee bei St. Ursanne	17
Christa Prameshuber: Eine hauchdünne Linie	18
Joanna Lisiak: stoff und stein	20
Gabriele Meseth: windhäute	21
Diana Mathioudakis: Nacht im Tal.	22
Ursula Schweizer: Der Koloss.	23
Pia Berla: kreuz und quer	25
Dorothea Zingg: Aber das Lächeln?	27
Rita Roedel: Letzte Sonnenblume.	28

Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch
Redaktion: Doris Faiss, Claudia Schwarzenbach
©Das Copyright ist bei den Autorinnen.
Korrektorat: Doris Faiss, Claudia Schwarzenbach
Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: Coloroffset AG, 3012 Bern
Auflage: 300 Exemplare
Erscheint 2x jährlich
Preis Einzelnummer: Fr. 8.-
©Bilder: Titelbild, Doris Faiss; S. 2, Nora Dubach; S. 8, Madeleine Weishaupt; S. 17, Mara Meier.
ISSN: 2673-6233

Eine hauchdünne Linie

Wo sind sie, die Linien, die trennen können, verändern, zerstören oder auch klären? Sie machen sich in vielfältiger Form bemerkbar, manchmal ganz deutlich als dicker Balken, manchmal fast unsichtbar, unerwartet, leicht zu übergehen. Um die letzteren geht es in diesem Heft.

Eine hauchdünne Linie kann in den verschiedensten Bereichen des Lebens auftauchen. Sie ist ein Anstoss. Wo also trifft man auf eine solche Linie (oder stolpert gar darüber), und wie geht man damit um? Es handelt sich um ganz konkrete Alltagssituationen, um zwischenmenschliche Probleme, aber auch um grundsätzliche und metaphysische Themen. Zwischen den Zeilen liegen mehr von diesen

hauchdünnen Linien versteckt, als es auf den ersten Blick scheint.

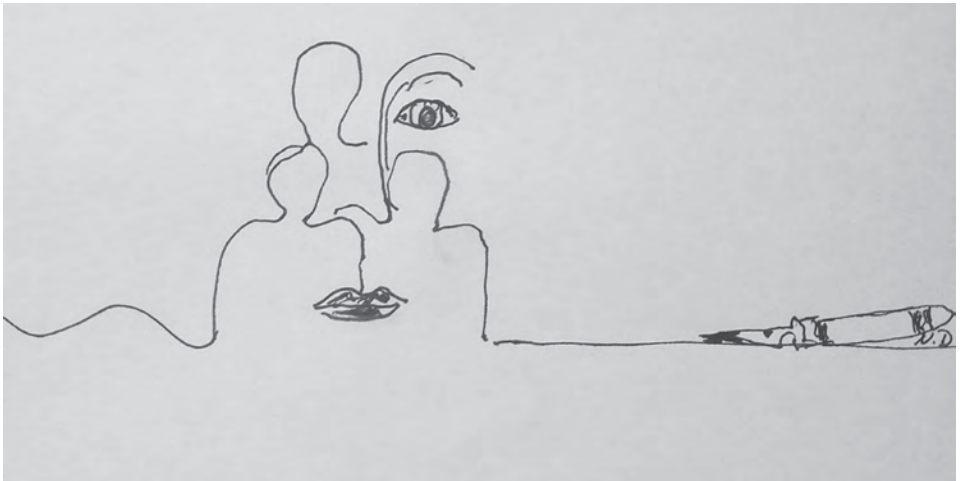
Die Ausschreibung ging diesmal wieder an alle femscript.ch-Frauen. Interessanterweise waren sehr viele Gedichte unter den eingesandten Texten. Hat das Thema die (manchmal hauchdünne) Linie zwischen Prosa und Lyrik verschoben? Die Beteiligung insgesamt war so hoch, dass nicht alle Texte berücksichtigt werden konnten. Das Verhältnis von Prosa und Lyrik im Heft entspricht dem der eingegangenen Texte.

Ein nicht nur hauchdünnem, sondern balkenstarkem Lesevergnügen wünscht allen

Doris Faiss

Horizontal

Mit zugekniffenem Auge
zeichnet der Maler mit dem Finger
horizontal eine Linie in die Landschaft
skizziert mit leichter Hand Entwürfe
setzt hauchdünn den
Strich mit dem Bleistift an
Er taucht den Pinsel in die Farben
kriecht auf der Leinwand
Kunstwerke



Fette Vorhaben

Auf dem Gelände der Wohnsiedlung *Euses Dihei* mit fünf Blöcken steht eine Birke am Zaun. Sie streckt ihre Wurzeln in den Garten des benachbarten Einfamilienhauses von Lisa und Jakob und lässt an schönen Sommerabenden ihr filigranes Schattenspiel auf ihrer Hauswand tanzen.

Aber jetzt ist März. Verfroren wirken Birke und Blöcke, die sich schon länger geleert haben, weil sie demnächst abgerissen werden, um doppelt so grossen neuen zu weichen. Jakob und Lisa bangen um 'ihre' Birke.

Kurz vor dem Abbruch kehren einige Frauen nochmals zur Siedlung *Euses Dihei* zurück, um Primeln aus der Wiese auszugraben. Hingekniet im morgenfrostigen Gras sehen sie wie Betende aus. «Oi. Oi. Oises dihai!» tropft ihr Lamento auf den Rasen. Sie kamen mit leeren Behältnissen und gehen mit Tragtaschen und Körben, darin von den Entwurzelten, was nur hineinpasst, unten herum eine Handvoll Erde und oben herum blasse Blütenköpfchen in Gelb, Rosa und Violett. Dem Mutterboden steht

der Abtransport bevor.

Auf einem der Balkone steht ein Mann im Trainer und raucht, auch noch als Hilfskräfte die Läden und Fenster aus den Scharnieren reissen und johlend in die Tiefe werfen.

Doch dann bleibt der Balkon leer, und vor dem türlosen Eingang steht ein Transporter. *Rapidräumung*, lesen Jakob und Lisa bei einem Blick aus dem Fenster, *Entsorgungen und Entrümpelungen*. Wenig später vernehmen sie das Schnaufen des Raupenbaggers – die Hydraulik. Bissen um Bissen holen sich die Bagger an der Hausmetzgete. Sie malmen und machen Stein- und Erdhaufen.

Jakob und Lisa sehen Dachsparren wie Holzstäbchen in den Baggerklauen durch die Luft schweben. Am Joystick sortiert der Baggerführer den Wurf, «mit Fingerspitzengefühl das Riesen-Mikado», sagt Jakob zu Lisa. Die beiden malen sich die roten und blauen Striche auf den Balken aus und im Wust drin den begehrten Mikado mit der spiraligen Linie in Blau. Bloss findet da kein Geschicklich-

keitsspiel statt! Hier haust die Bauwut. Ihr Antrieb sind flache Zinskurven, Zonenpläne und Bau-
linien: infektiöses Material. Steckt mit dem Bauvirus an. Bei jeder Hausschlachtung wittert es neues Blut. Es geht um und lädt Gross und Klein zum Fest der Quartier-Metzgete ein.

Erst waren es Schwünge und hauchdünne Linien für 75 neue Wohnungen auf Architektenpapier und am Bildschirm. Jetzt ist die Pfählung (Fachausdruck) im Gang. «Nehmen Sie Johanniskraut-tropfen», rät die Apothekerin Lisa, «für die innere Ruhe.» Jakob nimmt zwei, drei Biere. Was den Riemenboden in ihrem alten Haus

so nervös macht, ist die Resonanz harter Beats. Ein Rammbock (Fachausdruck) schlägt sie im Minuten-takt ins Erdreich. Der Baggeranbauvibrator (Fachausdruck) nimmt das Rammgut auf und schraubt es ins Weiche. Die Erde, das Maul voller Dreck, wummert dumpf. Der Erdkörper zittert. Dann macht er dicht.

Im Sommer der Baugrube ist der Himmel über Lisa und Jakob blocklos weit. Birkenschatten huschen im Abendrot über ihre Hausfas-sade und zart bis in ihre inneren Kämmerchen. Die Birke ist zum Erhalt vorgesehen. Aber die Abendsonne, die wird der Ersatzneubau (Fachausdruck) verschlucken.

Hauchdünn die Linie

von der Geburt zum Lebensende
vom Einschlafen zum Aufwachen
vom Einatmen zum Ausatmen
vom Erblühen zum Verwelken

hauchdünn die Linie

von der Ohnmacht zur Macht
vom Frieden zum Krieg
vom Sklaven zum Herrscher
vom Verlust zum Gewinn

hauchdünn die Linie

vom Hoch zum Tief
vom Lachen zum Weinen
vom Freund zum Feind
vom Glück zum Unglück

hauchdünn die Linie

vom Jungsein zum Altwerden
vom Versagen zum Erfolg
von der Krankheit zur Gesundheit
hauchdünn die Linie, achte auf sie

wer weiss wahr

Die Dunkelheit ist ihr am liebsten. Wenn aus den Baumstämmen Gesichter mit Hexennasen hervortreten und die Umrisse der Hausfassaden zu Kaminen von Hochseedampfern verschmelzen, dann fühlt sie sich geborgen, dann braucht sie sich nicht mehr zurückzuhalten, darf sehen, was sie zu sehen glaubt.

Sie weiss nicht mehr, wann sie ihn zum ersten Mal bemerkte, den Spalt in ihrem Leben. Es ist, als ob er Zeit verschlucken würde. Es sind Winzigkeiten, sekundenschnelle Lücken, ein kurzes Stolpern, um dann wieder gefasst aufzutreten.

Vielleicht damals, als sie vor diesem chinesischen Bild gestanden hat. Ein Bild ganz in Weiss, alles war weiss, die gesamte Fläche. Erst auf fünf Meter Distanz sah sie Berge auftauchen, Landzungen, Stege und Boote. Jedes Mal, wenn sie versuchte, das Bild als Ganzes zu erkennen, versank alles im wallenden Weiss. Wenn sie aber den Schatten folgte, die entstanden und wieder verschwanden,

wurde sie Teil einer fliessenden Landschaft, gab sich der milchigen Ruhe hin.

Das Gefühl, wenn sie etwas sagen will und auf einmal vergessen hat, was es ist. Sie stellt sich eine Synapse vor im Hirn, einen Spalt, über den kleine Schiffchen Gedanken von der einen zur anderen Nervenzelle transportieren. Und plötzlich stehen sie einfach still und warten, taub für alle Befehle. Als ob sie genug Botendienste geleistet hätten in diesem Leben. Sie sieht Gedanken sich auftürmen, wanken und in den synaptischen Spalt fallen.

In der Dunkelheit glätten sich solche Ängste. Da sitzt sie und träumt sich unter Leute, die nicht merken, wie ihr das Leben abhandenkommt.

Es ist ein Leben zu dritt, sie auf der einen und sie auf der anderen Seite, und mittendrin der Spalt. Sie versucht ihn in Schach zu halten, mit Unbekümmertheit und Anteilnahme. Er zeigt sich ungerührt, wird breiter. Immer wenn sie nicht

hinschaut. Sie merkt es, wenn ihre Fragen ins Leere fallen. Da klafft mittlerweile ein Abgrund.

Chinesische Maler meditieren oft tagelang vor einem Grashalm, um sein Wesen zu ergründen: das Gewicht einer Heuschrecke, den Farbwechsel von Grün zu Schwarz in der Dämmerung, die Mondschaten, das Schleifen im Sturm, den gelben Sommerdurst. Erst dann machen sie sich daran, den Grashalm zu malen.

Sie hat sich Tusche und Pinsel gekauft. Zuerst malte sie zwei schwarze Flächen, einen weissen Spalt dazwischen. Der Spalt ist Leere, dachte sie, doch das stimmt nicht. Wer weiss, was in ihrem Leben alles hineingefallen ist. Sie sitzt und starrt in die Dunkelheit, versucht Breite und Tiefe abzutasten, die Trittsicherheit der

Wirklichkeit und die Schräglage des Lebens. In Gedanken setzt sie den Pinsel auf. Soll sie von oben nach unten übers Blatt oder von unten nach oben oder horizontal? Wie dünn? Und wie schwarz? Ist er gerade, der Spalt, oder folgt er anderen Mustern?

Sie malt und reduziert die Anstrengung, das Unverständnis, die Angst auf eine Linie, lässt Sinn und Ahnung ineinanderfliessen, Dunkel und Geborgenheit. Sie trennt, was sich kaum voneinander abhebt, das Leben und die Wirklichkeit, Wissen und Vergessen, Linie und Flächen.

Vielleicht ist es Magie. Wenn sie es schafft, die Linie so zu malen, dass man sie nicht mehr sieht, sondern nur noch ahnt, einen Hauch von – dann –

Gewitter

- 4679 -

Späteste Rückg. am zuletzt gestempelten Datum

(An so einem Tag war ja mit einem
12. 5. 89 Gewitter zu rechnen gewesen.)

Nach dem Ende nun also der Anfang
in den Briefen das spielen der Stille
an Monaten und Jahren

das Haus ist die Mitte der Welt
Das Dach die Zimmer Die Fenster

die Gardinen sind zu sehen
zu riechen die Hitze, den Sommer
als wir die Fenster aufklinken
und daß etwas vorbei ist

an der Wirklichkeit des Denkens
sagt Kann man das riechen

Haben wir darüber gesprochen
Nachlesen kann ich sie nicht
Die Nachrichten

Die kleinen, die großen Veränderungen

Amanuensis

02.02.2021

Amanuensis ist ein Wort, über das ich gestolpert bin. Komisch, dass mir das so gefällt. Amanuensis ist der Zustand «Hände weg»;

a = nicht, weg, fort, gegangen, und 'A'- phasia hat dasselbe 'a'.

Das -ensis hinter dem Amanu, entsteht und bezieht sich aus dem Schaffenden. In Amanuensis wird manu = Hand genannt. Meine rechte Hand, ihre Funktion, die Funktion nämlich ist 'a' gekommen, ist amanu.

03.02.2021

Gestern hab ich mich dem Wort Amanuensis gestellt, hab es auseinandergenommen. Wie ich mich «amanu» rechts fühle, fühlte? Ich versteckte meinen rechten Arm richtiggehend. Ich wollte nicht, dass man das bemerkte; eben das Par – a – lysierte. Ich wollte eben gerade nicht selber fühlen, nicht-nichtfühlen. Eben wie ein so tauber Arm sich anfühlt. Das, was ich meinen rechten Arm nannte, hatte ich in meinen Körper heraufgezogen. Als ob da kein Arm mehr wäre. Kein Arm wenigstens, den ich nicht wollte. Kam mir

auf die Schliche und fragte mich, was das ganze Theater solle. Ich war so gut, dass Leute mich anrempelten, auf der rechten Seite, da, wo der Arm immer noch war. Das machte mich wütend. Denn ich wollte nicht daran erinnert werden, dass ich so einen tauben Arm hatte. Und doch, sie rempelten mich immer wieder. Ich musste mich wohl oder übel mit dem Arm beschäftigen. Hab mich mit dem rechten Arm wieder ein bisschen angefreundet.

Das Wort Amanuensis hat für mich noch eine andere Bedeutung als die Jenige und die Richtige. Eben die, die in dem Buch stand, über Wittgenstein und seinen Amanuensis Skinner, der alles philosophisch Diktierte niederschrieb.* Ich schrieb mit meiner rechten Hand, die war 'amanu' gemacht, und so musste ich mit links zu schreiben beginnen.

Aber viel wichtiger, was mir gestern im Laufe des Tages passiert ist: Ich ging zum Ofen hin und wollte in Gedanken mit meiner rechten Hand die Ofentür öffnen. Den Gedanken, den man vor einer Handlung so blitzschnell hat. Den

meine ich. Und da wollte ich mit Rechts die Ofentür anfassen. Und da merkte ich, dass meine Gedanken das wieder machten, was ich schon für verloren geglaubt habe.

04.02.2021

Gestern habe ich über meinen rechten Arm geschrieben, wie ich in Gedanken eine nützliche Bewegung gedacht habe, eine Bewegung, wie ich sie vor dem allesverändernden Vorfall jederzeit gemacht hatte. Ich war dermassen überrascht. Denn ich habe mich so sehr an meine andersartige Weise, Gedanken und Greifen mit der linken Hand, gewöhnt. Und dann ertappe ich mich gerade, dass ich Gedanken habe, etwas mit der rechten Hand tun zu wollen. War dermassen überrascht, dass ich mich stoppte in diesem Gedankenzug. Schade. Jetzt weiss

ich nicht, ob daraus was geworden wäre. Also ich hatte zwei Gedankenzüge. Der eine Zug war zuerst da, der mit dem rechtshändigen Greifen. Der zweite war das Erstaunen über den Gedanken, ohne mein willentliches Zutun, den rechten Arm ins Nützliche hereinziehen zu wollen. Aber der Überraschungszug war zu gross, deswegen.

Und doch freute ich mich, dass ich begonnen hatte, unbewusst natürlich, das war eben genau die Sache, die mich freute, sogar noch mehr, Bewegungen mit dem rechten Arm auszumalen. In Gedanken nämlich.

*Arthur Gibson, Niamh O'Mahony. Ludwig Wittgenstein: Dictating Philosophy, To Francis Skinner – The Wittgenstein-Skinner Manuscripts

Silberstreifen

am Horizont
morgens
Sekunden bevor
die Sonne sich anschickte
dort zu erscheinen
wo Himmel und Erde sich berühren
EINE HAUCHDÜNNE LINIE

Eine Minute später
war sie verschwunden
stattdessen
ein kreisrunder Ball

Spurlos

EINE Stunde, nachdem sie ihr Leben
ausgeHAUCHt hatte, erschien eine
DÜNNE Blutspur aus ihrem Mundwinkel.
Lieber spät als
NIE, dachte der Mörder.

Vogel, flieg

Der Vogel schlug gegen die Balkontür und fiel zu Boden. «Vogel, flieg!», flüsterte ich, doch der Vogel flog nicht. «Vielleicht ist ein Flügel gebrochen», sagte ich zu Hans, als er auf den Balkon herauskam. «Der ist doch tot!», erwiderte er und deutete zu der Glastür, an der einige Federn klebten. «Tot!», wiederholte er, obgleich der Vogel heftig bebte. Auch Hans musste das hechelnde Auf und Ab des Tieres bemerken.

Die Augen des Vogels blickten sehr rund, irgendwie ratlos, als verstünden sie nicht. Vielleicht ein Rot-schwänzchen, doch ich kenne mich mit Vögeln nicht gut aus.

Der Vogel war dann wieder auf die Füße gekommen, zog jedoch einen Fuss ein und konnte nur auf einem Bein stehen. Nicht nur sein Körper, auch sein rötliches Schwänzchen bewegte sich jetzt sehr rasch auf und ab. Für die Brosamen, die Hans neben ihn legte, interessierte er sich nicht, auch war er mittlerweile wieder seitwärts gekippt.

Und so lag er da, er lag nur da, reglos. Hans war längst in die Wohnung zurückgegangen.

Die Augen des Vogels, gerade noch kugelrund, waren jetzt nur noch zwei zitternde Schlitze. Dann waren die beiden Schlitze plötzlich zwei hauchdünne Linien.

Lebt der Vogel noch, überlegte ich. Es war nichts geschehen, und doch waren die Augen jetzt zu. Wie bei einem Toten, dachte ich plötzlich, ohne daran zu glauben, ohne mir vorstellen zu können, dass der kleine Vogel jetzt tot sein sollte.

«Hab ich doch gesagt!», klang die Stimme von Hans, der seinen Kopf zur Balkontür herausstreckte.

Es hatte keinen Ruck gegeben, es war wie nebenbei geschehen. Der Vogel rührte sich nicht mehr, auch seine Federn, die sich eben noch leicht hin und her bewegt hatten, so als würde ein kleiner Wind wehen oder ein Kind dem Tier seinen Atem einhauchen, regten sich nicht mehr.

Ich habe den Vogel nicht begraben, wie ich es im ersten Moment vorhatte, hinten auf dem Grundstück unter dem Kirschbaum. Vielleicht lag dies an seinen Augen, die nicht mehr rund waren, auch keine Linie, auch keine hauchdünne, sondern ein lebloser gerader Strich, und

die mich nicht mehr ansahen. Ich nahm ihn vorsichtig vom Boden auf und schob ihn in den Müllsack, dann schnürte ich den Beutel zu, ging hinunter und warf ihn in die Tonne. Das Geräusch, das ich vernahm, als der Sack unten aufprallte, klang wie sonst, und doch zuckte ich zusammen.

Das würde ich nicht mehr so machen, denke ich heute. Wenn ich den Müllsack hinuntertrage und mit leeren Händen wieder hinaufgehe, schlagen in mir unüberhörbar die Flügel des Vogels.

Allein in Zeiten von Corona

Aufräumen, Wohnung putzen,
Netflix schauen
den Balkon geniessen, Blumen
giessen
zusammen spielen, kochen
kuscheln auf dem Sofa

Meistens übertitelt: «Was Sie schon immer einmal tun wollten, wofür Sie aber nie Zeit fanden.»

Ich war stattdessen über Nacht zur Animateurin eines virtuellen Edutainment Clubs geworden, hatte mir selber beigebracht, online und trotzdem interaktiv zu unterrichten, habe Unterlagen digitalisiert, Videos aufgenommen, Studierende in Breakout Rooms geklickt, in Kopf-mit-Kopf-Gruppengespräche geschickt. Zoomen war das neue Tätigkeitswort.

Man sprach von den Kindern. Von den Eltern der Kinder, die feststellten, Lehrpersonen sind mehr als nur die mit den vielen Ferien. Von Schuldgefühlen, der Unmöglichkeit, gleichzeitig im Homeoffice und Familienbespasser zu sein. Von den Senioren, die alleine sassen

und sich nach ihren Enkeln sehnten. Von den Kranken, den Freiwilligen und den Systemrelevanten. Es gab die im Chillout-Modus, die Bilder posteten von Proseccogläsern auf Balkonen, Bierkisten auf Dachterrassen und Gärten, die noch nie so schön gewesen waren wie in jenem Frühling.

Es gab die von der Langeweile Gelangweilten, Bore-out statt Burn-out, und die, die sich zuhause gegenseitig nervten.

«Alleine leben ist auch nicht einfach», sagte ich.

«Sei du froh, hast du deine Ruhe!» antwortete man mir.

Täglich rief ich meine Eltern an, für die ich nicht schnell einkaufen gehen konnte, da sie drei Autostunden weit weg wohnen.

«Ja, ja», sagten sie und machten mir Angst.

Frage meine pensionierte Arbeitskollegin, ob sie Unterstützung brauche.

«Nein, nein», sagte sie.

Eröffnete eine WhatsApp-Gruppe «Nachbarschaftshilfe».

Jemand fand, ich sei nicht so lustig wie sonst. Niemand fragte, ob ich etwas brauche.

Was hätte ich geantwortet? Zeit, ein Buch zu lesen, ein Gespräch, eine warme Hand?

Meine Ruhe hatte ich, wenn ich müde am Tisch sass und einen Zwieback mit Butter bestrich. «Setz dich, ich hab für uns gekocht», wurde zum Satz meiner Träume. Gemeinsames Kuscheln auf dem Sofa wäre zwar auch schön, aber mit jemandem zusammen etwas Warmes essen und ein bisschen reden hätte schon gereicht.

Dann besucht mich eine Freundin, erzählt von der Vernissage, die sie mit ihrem Mann besucht hat, die erste Vernissage – ach, die allererste Veranstaltung überhaupt – seit dem Lockdown.

«Ich habe Lea getroffen, man hat sich ja nie mehr gesehen, keine Tafelrunden unter Freunden, du weisst schon ...», sagt sie. «Ich habe zu ihr gesagt: Ich bin geimpft, du bist geimpft, egal, wir begrüßen uns jetzt einfach einmal rich-

tig!» Sie seufzt: «Du glaubst nicht, was für ein Gefühl das war, endlich mal wieder jemanden so richtig zu drücken!»

Ich wundere mich etwas und sage: «Jetzt stell dir mal vor, wie das ist, wenn man alleine lebt.»

Als sie mich mit leeren Augen ansieht und fragt, ob sie noch einen Kaffee haben könne, werde ich ganz zufrieden. Lieber allein allein.

Mäandern

Eine hauchdünne Linie:

Siehst Du sie?

Wo?

Zwischen real und unreal.

Sie ist immer da, manchmal mehr, manchmal weniger sichtbar.

Oder stimmiger: erfahrbar.

Jetzt ist die Zeit mehr darüber zu erfahren, sie zu erleben.

Sie zu leben.

Wie lebst Du sie?

Die Augen weit geschlossen, die Ohren tief nach innen
lauschend, dem Geschmack im Mund nachsinnen, der Nase
vertrauen, dem Kribbeln auf der Haut, den pulsierenden
Organen Gehör schenken.

Leibhaftig sein.



Eine hauchdünne Linie

Sie heisst Gina, denn sie ist kurvig und kraftvoll wie Gina Lollobrigida. Sie verrät Leidenschaften, entlarvt verborgene Empfindungen und verkörpert das Epizentrum stürmischer Gefühle. Ihre Kontur verändert sich, ist wandelbar wie ein Flussbett: Gina, die Herzlinie auf meiner Handinnenseite.

Sie stehe für Beziehungsmuster und Familienkonstellationen, sagt die Handlesekunst. Eine ausgeprägte Linie zeuge von Offenheit und Spontanität, heisst es.

Gegen den Zeigefinger hin biegt meine Herzlinie energisch ab. Sie verläuft von der Handkante bis kurz vor den Zeigefinger. Dort teilt sie sich plötzlich: Ein Rinnsal sinnlicher Erotik will nach links, weg von dem braven Hausfrauenbächlein, das nach rechts abbiegt. So zumindest erklärt mir das Regula, die sich seit mehr als zwanzig Jahren mit der Chirologie beschäftigt und die nach einem schwarzen Abdruck meiner Handflächen die dunklen Heimlichkeiten meines Seins ans Licht gebracht hat. Die Verzweigung meiner Herzlinie fasziniert mich: Welchen Weg habe ich eingeschlagen – und wann?

«Bin ich nun die Verführerin oder die brave Hausfrau?», will ich von Regula wissen.

«In dir leben beide Seiten.» Ruhig und fachfraulich betrachtet sie meine Hand. «Sanft und weich ist deine Herzlinie gezeichnet», erklärt sie weiter, «mit dir kann man gut reden. Und du liebst den grossen Auftritt?», meint sie halb fragend und lächelt. Ich bin verblüfft. Wie kann sie das wissen, wenn sie mich heute zum ersten Mal getroffen hat?

Wie die Hände eines Menschen einmal aussehen werden, entscheidet sich bereits im Mutterbauch, so erfahre ich später. Länge und Form der Finger werden in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft angelegt. Doch so, wie sich der Mensch im Laufe der Zeit verändert, so verändert sich auch die Hand, und diese Verwandlungen zeichnen sich in Unregelmäßigkeiten und Unterbrechungen an den Linien ab.

Die Hand ist der Spiegel der Persönlichkeit, sagt man. Besondere Bedeutung wird dabei besagter Herzlinie zugesprochen. Seit ich als Jugendliche in den

«Sissi»-Filmen die Szene der Zigeunerin sah, in der sie die Hand der jungen Kaiserin sorgenvoll betrachtet und ihr dann ein schlimmes Schicksal verschweigt, ängstigte mich lange Zeit jegliche Wahrsagerei – besonders das Handlesen. Nach meinem so aufschlussreichen Besuch bei Regula lese ich mich mehr in das Thema ein und entdecke, dass Handabdrücke einst beliebte Geschenke waren und ähnlich den Totenmasken als Erinnerung an besondere Menschen galten.

Ich betrachte meine hauchdünne Linie, meine Gina, die so viele Geheimnisse birgt. Auf einer einzigen Linie sollen also all die sehnsuchtsvollen Glücksminuten, all die ungeliebten Träume und die einkassierten Gefühlsohrfeigen verewigt sein?

Niemals hätte ich gedacht, dass ich über die Handlesekunst eines Tages doch noch ehrfürchtig staunen würde.

stoff und stein

ich war noch nie
der plüschtiertyp
insofern passt das
seltsame stofftier
aus deinem t-shirt
das im bett liegt
und als kontrast dazu
die steinherzen die
du für mich findest

windhäute

bräute lächeln
verhandeln
handflächen
wie mühlenflügel
stehen in der stille

wunder wachsen
an einer roten linie
auf einer hauchdünnen spur
nur

Nacht im Tal

«'s wird Nacht im Tal!»
Mein Ausblick fehlt.
Die Sonne hängt wohl hoch.
Im Stundentakt verlassen wir
Leichtfüßig Herz und Geist
Mit Fünzig neu geboren sein
Kost' Haus und Hof
Die Nabelschnur hängt fetzenweis
Mir nach
Am Boden letzter Nacht.

Der Koloss

Noch im Steinbruch wurde er zum Quader gesägt. Sein Gewicht wird annähernd drei Tonnen betragen. Eines Tages hat ihn der Lastwagenkran abgesetzt, hierhin ins grobe Gras. Wie ein übergrosser Tisch, daran man nicht sitzen kann. An seinen Seiten blühen die Taubnesseln, sie werden von schweren Hummeln ausgekostet.

Er liegt seit vielen Jahren da und wartet. Wartet auf die Stunde, da ein Bildhauer genügend Mut aufbringt, sich ein Herz und den Meissel fasst, um mit raschen ernsten Schlägen zum gestalterischen Zwiegespräch anzuheben. Dieser Moment eröffnet das dramatische Geschehen von Rede und Antwort zwischen Hammer und Stein, dort wo die Diamantspitze des Eisens auftritt. An jenem Punkt, wo ein jahrmillionenalt Schimmern unter der graugrün verwitterten Patina neu aufleuchtet.

In der Hitze des längsten Sommertages wird die Spitze vorwärtsgetrieben, zeichnet fein ihren Weg, ritzt eine Linie entlang der Oberfläche des Marmorkolosses. Dies alles

scheint ihn nichts anzugehen, seine Reaktion bleibt aus. Ohne Empfindung ist er, zu weit gereist, zu arg zersägt, zu sehr gebrochen, weil getrennt von seinem Mutterberg. Jener, weit oben an seinen Gipfeln, war einst vom Meer umspielt und umgurgelt, vom Wassergetier umwimmelt und vom salzigen Nass geküsst. Schon sehr lange ist dies her, der Steinblock war Teil eines Grösseren im krachenden Chaos der Urwelt. Immer schon harrte er aus, konnte sehr lange ausharren und auf seine neue Form warten. Dies ist seine Stärke. Er bringt auch jetzt einzig seine natürliche Härte ein. Der Bohrer setzt entschlossen an, die Keile werden in regelmässigen Abständen eingebracht, vom Vorschlaghammer in die Tiefe der Gesteinsgründe mit ihrer andauernden Nacht gejagt. Der Marmor, in seiner stoischen Würde, erträgt es einfach.

Der Herbst reist hinüber. Regen und Schnee sind im Element. Füllen die Ritzen den rostenden Keilen entlang. Der Winter hüllt alles in eisigen Schlaf.

Im Februar jedoch geschieht's.
Ohne dass jemand davon berichten könnte. Unbemerkt und also nicht zu beschreiben bleibt dieser winzige Augenblick seiner Antwort. Ungehört das leise Klicken, da der Block zerspringt, ein Hauch von Riss zieht durch die Finsternis

der bis dahin währenden Zeit des Wartens.

Und nun strömt das Licht ein, flutet die Kristalle und bringt sie das erste Mal zum Glitzern, entlang der dünnen Linie.

kreuz und quer

Mit der Nadel von hinten durch den Stoff stechen, den Faden diagonal in die obere rechte Ecke eines imaginären Quadrats führen, einstechen, auf der Rückseite den Faden waagrecht nach links ziehen und nach vorne durchstechen, anschliessend den Faden diagonal nach unten rechts führen und einstechen. Voilà, ein Kreuz.

Bestes Tageslicht am grossen Fenster mit Aussicht auf die Strasse, auf Godis Bauernhaus. Die alte Frau mag Godi nicht. Aber seit Godis Bethli wieder zurückgekehrt ist und bei den Eltern im 1. Stock wohnt, hat sie auch in der Nacht etwas zu beobachten. Bethli pflegt die kranke Mutter, ist aber auch viel unterwegs und kommt ab und zu auf Besuch zu Kuchen und Tee.

Die alte Frau stickt. Begonnen hat sie vor langer Zeit mit Kreuzstichbildern für Kissen, Bettdecken, Wandbehänge und weiss nicht was alles. Sie hat ein Lager an verschiedenen Stoffen in unterschiedlicher Webdichte, von weich und geschmeidig bis grob und appetiert.

Wenn es dunkel wird, bleibt sie lange im Korbstuhl sitzen. Im Zimmer das Licht anzünden macht keinen Sinn. Die Glühbirne ist zu schwach, um weiterzuarbeiten. Im Nachbarhaus löscht Godi um 21 Uhr das Licht in der Stube. Im Krankenzimmer wird es um 22 Uhr dunkel. Wenn der Mond aufgeht und sein fahler Schein im Zimmer den Schachteln mit den farblich assortierten Stickgarnen, den Bildern an den Wänden Silberglanz verleiht, träumt die alte Frau ihren grossen Traum: ihre Stickbilder hängen in Galerien und Museen.

An einem sonnigen Sonntag, die Berge prägen dem Himmel ihre Silhouette ein, steht die alte Frau von ihrem Lehnstuhl auf, streckt sich, öffnet die Terrassentür, atmet tief ein und ... «Das kann doch nicht alles gewesen sein», murmelt sie, geht auf der Terrasse hin und her. Bei jeder Kehrtwende spricht sie lauter, bis sie ausser Atem in den Liegestuhl fällt. «Das kann doch nicht alles gewesen sein.» Die Nachbarn sind in der Kirche oder haben sich in ihren Wohnungen versteckt, einen Husten oder leich-

tes Fieber vortäuschend. Auch sie hat sich schon seit Längerem vom Kirchengang dispensiert. Am Sonntag sollst du ruhen, aber sie hat keine Lust auf Faulenzen, die Hände im Schoss wundreiben. Sobald ihr Puls wieder normal schlägt, legt sie ein weiches Kissen auf die Terrassenbank, den Korb mit den Stickerarbeiten stellt sie neben sich. Später behaupten Freunde, sie habe schon immer diese Regelbrecherfalte um den Mund gehabt und sich um gutgemeinte Rat schläge, um bibeltreues Verhalten und selbst um Moral foutiert. An diesem sonnigen Sonntag läuft das

Sticken umgekehrt rückwärts. Die Kreuzstiche drehen sich, die Farben kommen durcheinander, die Formen dehnen sich aus. Was sie am Abend begutachtet, gefällt ihr.

Am nächsten Morgen schaut sie aus dem Fenster. Ein Stuhl geht gemächlich über die Strasse, die Stuhlbeine gegen den Himmel gerichtet. Ist das jetzt mein Alltag, der verkehrtherum vorwärtsdrängt? «Mach dir keinen Kopf», sagt sie laut. «Da ist etwas, etwas, das sich aufgetan hat: ein schmaler Riss in der Schale um den Kern.»

Aber das Lächeln?

Die Haut so glatt
in vornehmer Blässe
makellos

Die Augen so schön
in Form von Mandeln
faltenfrei

Die Lippen so prall
in leuchtender Röte
jugendfrisch

Nur hinter den Ohren
die hauchdünne Linie
fast unsichtbar.

Letzte Sonnenblume

Wartend sitze ich auf einer kalten Bank auf dem hellerleuchteten Bahnsteig in Samedan im Oberengadin, während mein Blick hinaus über die Wiesen und Weiden des Hochtals schweift, auf das sich die Nacht herabsenkt.

«Sie werden zum Wettlauf antreten müssen, der Arzt und Gott», sagte meine Tante am Abend vor ihrer grossen Operation, «zum Wettlauf auf die Grenze zu, die in der Mitte zwischen ihnen liegt. Wer sie zuerst erreicht, wird Sieger in meiner Sache sein.» Ich erschrak und verstand, versuchte mir jene bedeutungsschwere Grenze vorzustellen - als schwarzen Balken, als hauchdünne Linie, unsichtbar? Unvermittelt fragte meine Tante: «Weisst du, was ein Kind im Traum bedeutet? Seit ich im Spital liege, besucht mich abends beim Einschlafen Pippi Langstrumpf, ich erkenne sie an den abstehenden Zöpfen, solchen, wie ich sie trug als Kind. Sie steht am Fussende meines Bettes und schaut mich wortlos an.»

«Hoffnung auf einen Neuanfang!» antwortete ich zuversichtlich.

Misstrauisch forschte meine Tante weiter: «Aber warum ist sie schwarz?»

Ich log, als ich sagte: «Ich weiss es nicht, vermutlich, weil es Nacht ist!»

Denn ich erinnerte mich an jene gemeinsame Silvesternacht, in welcher wir in St. Moritz nebeneinander im Kinosaal sassen und uns den Film «Drunten am Fluss» anschauten. Als plötzlich der Schatten eines schwarzen Hasen in weiten Sprüngen über die Filmleinwand glitt und sich überschlug, wussten die Tiere des Feldes und auch wir im Saal, dass grosse Trauer zu erwarten war.

Meine Tante schaute durch mich hindurch und sprach mit ruhiger Stimme an, was ich nicht zu denken wagte: «Du musst wissen, ich hatte ein gutes Leben, ich wanderte über ein weites, goldenes Sonnenblumenfeld. Nun bin ich am Ende des Feldes bei der letzten Blume angelangt und blicke zurück. Ich werde viel verlieren!»

Ich musste zusehen, wie diese letzte Blume ihr goldenes Feuer verbrannte und sich dann schwer zur Erde neigte. Danach begann es zu schneien, die ganze Nacht lang. Am andern Morgen waren die Wiesen um Samedan weiss, ich wunderte mich, denn es war bereits März.

Als das Pferd die kleine Schale mit dem nackten Staub meiner Tante in einem schwarzen Wagen aus dem Dorf hinaustrug, hatte es aufgehört zu schneien.

Das traurige Gefährt, von dunkel gebückten Mänteln gefolgt, wankte den steilen Weg zur kleinen Kirche «San Peter» hinauf, wo verborgen unter dem kalten Schnee

der letzten Nacht die dunkle Friedhofserde lag. Es bedurfte warmer, lebendiger Hände, um eine Kuhle zu graben und den vom Sterben zerriebenen Leib meiner Tante in die Erde zu betten.

Ich nahm mir vor, einen grossen Strauss Sonnenblumen auf ihr Grab zu legen, nein, ich würde jede Blume einzeln in den Schnee stecken, ein Schneefeld voller Sonnenblumen für meine Tante Christiana Katharina.

Die Wartezeit ist vorbei, erinnerungsschwer erhebe ich mich von meiner kalten Bank und besteige den eben eingefahrenen Zug.